

Zur literarischen Wertung von Dialektdichtung

Von Hans-Rüdiger Fluck

Über Probleme der Wertung hochsprachlicher Literatur liegt eine Fülle von Arbeiten vor.¹ Zur literarischen Wertung von Dialektdichtung gibt es hingegen keine umfassenderen Darstellungen oder Wertungsversuche. Für diesen Mangel dürften vor allem zwei Gründe verantwortlich sein: zum einen Sprachschwierigkeiten, die Lektüre und Verständnis der zu bewertenden Literatur behindern, zum andern eine mehr grundsätzliche Ablehnung von Dialekt und Dialektliteratur. Aufgrund ihrer äußeren, sprachlichen und inneren, sozial-geistigen Begrenztheit verfällt die Dialektdichtung ohnehin „nachdrücklicher als andere Bereiche der literarischen Produktion der generellen Fragwürdigkeit von Literatur überhaupt“.² Außerdem entzog sich die Dialektliteratur lange Zeit selbst zeitgenössischen literarischen Kriterien. Sie war im Epigonalen befangen, im Tradierten und Formelhaften erstarrt und begnügte sich mit ausdauernder Selbstbeweihräucherung.

Wer sich heute mit literarischer Wertung von Dialektliteratur befaßt, muß deshalb für viele erst einmal den Beweis erbringen, daß Mundart literaturfähig oder – nach einem hinter sinnigen Wortspiel Herbert Heckmanns³ – Literatur mundartfähig ist. Für diesen Beweis bieten sich Texte aus mehreren Epochen und Dialekten an, – von Johann Peter Hebels „Alemannischen Gedichten“ über Gerhart Hauptmanns soziales Drama in gebirgsschlesischer Mundart, „De Waber“, bis hin zur surrealistischen Lyrik der „schwoazzn dintn“ des Wieners H. C. Artmann oder den naiv-intellektuellen Gedichten des Berners Kurt Marti in seinem Band „rosa loui“. Die mundartliterarischen Werke dieser Autoren haben ihren festen Platz in der Literaturgeschichte gefunden und wohlwollende Beurteilungen kompetenter Zeitgenossen erfahren; erinnert sei nur

¹ Vgl. den Forschungsbericht von J. SCHULTE-SASSE, *Literarische Wertung*. Stuttgart 1971.

² M. MÜLLER, „Ich häng mich uff am eichne Zopp“. Zu Gedichten, Liedern und Kurzprosa in Frankfurter Mundart von Kurt Sigel. In: „Frankfurter Rundschau“ vom 25. 1. 1969.

³ H. HECKMANN, Einige Bemerkungen zu Kurt Sigels Frankfurter Mundartgedichten. In: *Sprache und Literatur* (Manuskript Hessischer Rundfunk 1973).

an Goethes Rezension der Hebelschen Lyrik.⁴ Positiv in diesen Beurteilungen wirkte sich der Reiz des Neuen und das Ursprüngliche, das Urwüchsige dieser Texte aus. Als Maßstab literarischer Qualität aber genügen diese beiden Kriterien nicht, um aus der Vielzahl von Dialekttexten unserer Zeit die Spreu vom Weizen zu sondern.

Die literarische Kritik bietet keine Hilfe. Sie lobt oder – schweigt. Dazu trägt auch das Fehlen von dialektadäquaten Maßstäben bei. Einen verbindlichen Katalog von Kriterien, objektive Wertmaßstäbe gibt es nicht. Beide kann es auch nicht geben, ebensowenig wie für die hochsprachliche Literatur. Dazu sind die Auffassungen von Literatur und die Rangordnungen von Werten individuell zu verschieden, zu abhängig von Zeit, Raum und gesellschaftlichen Positionen. Für die Dialektliteratur kommt erschwerend hinzu, daß von der Kompetenz her eigentlich nur der literarisch gebildete Dialektsprecher in der Lage sein dürfte, die Literatur eines Dialekts in ihrer künstlerischen Gestaltung zu beurteilen und Maßstäbe zu setzen.

Zu einem solchen Urteil scheinen die Autoren selbst am besten geeignet zu sein. Deshalb wurde im Rahmen einer Autorenbefragung zur derzeitigen Situation der Dialektliteratur, die der Verfasser zusammen mit G. W. Baur 1973/74 durchführte,⁵ an über 30 in der Schweiz, im Elsaß und in Süddeutschland beheimatete Literaturproduzenten, die vorwiegend oder gelegentlich im Dialekt schreiben, die Frage gestellt: „Welche Anforderungen stellen Sie an ‚gute‘ Dialektliteratur, insbesondere in Ihrem Sprachraum?“

Um es gleich zu sagen: keine der Antworten auf diese bewußt allgemein gehaltene und ohne Zweifel schwierige Frage erbrachte absolute Maßstäbe für literarische Qualität, – sie sollten und wollten diese Maßstäbe auch in keinem Falle bieten. Insgesamt aber tragen die Antworten auf diese Fragestellung doch zur Erhellung des Wertproblems einer spezifischen Literaturgattung bei. Sie zeigen unterschiedliche theoretische Positionen, sie geben eine Vorstellung von den die Dialektliteratur bestimmenden Ansprüchen und vom aktuellen Bewußtsein ihrer Autoren.⁶ Sicher wird man Literatur nicht nur an ihren eigenen An-

⁴ Er besprach die zweite Auflage in der „Jenaer Allgemeinen Literaturzeitung“ vom 13. Februar 1805, wiederabgedruckt in: Goethes Werke, hrsg. von E. TRUNZ. Bd. 12. Hamburg ³1958, S. 261–266.

⁵ Auszüge dieser Interviews enthält der Band: G. W. BAUR / H.-R. FLUCK (Hrsg.): Warum im Dialekt? – Interviews mit zeitgenössischen Autoren. Bern 1976.

⁶ Diesem Aufsatz wurden Tonbandprotokolle von Interviews mit folgenden Autoren zugrunde gelegt (in Klammern Geburtsjahr und Wohnort): HUBERT BAUM (1906, Freiburg/Br.), HANS BAUMANN (1914, München), BLASIVS [i. e. FELIX BURCKHARDT] (1906,

sprüchen messen dürfen, zu berücksichtigen aber sind diese auf jeden Fall, wenn ein möglichst objektives Urteil angestrebt wird. Im folgenden wird deshalb versucht, die herrschenden Meinungen gruppentypisch darzustellen.

Die gelieferten Kriterien beziehen sich auf die Sprache, den Inhalt und die formale Gestaltung der Dialektliteratur. Die am weitesten reichende Einigkeit unter den Autoren besteht in bezug auf die Sprache. Von ihr wird eine gewisse ‚Mundartechtheit‘ verlangt. Der in der Literatur verwendete Dialekt soll ‚verhältnismäßig rein‘ (Thürer), ‚sauber‘ (Blasius, Vogt) oder ‚natürlich‘ (Ringseis) sein, er soll so beschaffen sein, ‚wie er wirklich ist‘ (Blau). Für die meisten bedeutet diese geforderte Echtheit jedoch nicht, daß man sich in Archaismen versteift und eine Konservierung oder Pflege der Mundarten betreibt. Vielmehr befürworten die Autoren, vor allem die jüngeren, einen flexiblen, der Lebenswirklichkeit entsprechenden Gebrauch des Dialekts. Deshalb vorwiegend orientieren sie sich an der gesprochenen Sprache.

Abweichend von dieser Sprachwirklichkeit wird von vielen auch eine mehr regionale, ausgeglichene Mundart, eine Art Koiné oder individuelle Dichtersprache gebilligt (Baum, Katz u. a.), – solange dadurch nicht am Mundartsprecher vorbeigeschrieben wird. Eine extreme Position vertritt zu diesem Punkt Vogt, der sich strikt gegen ‚Mischschattierungen‘ und überhöhte dichtersprachige Wendungen ausspricht. Für ihn gilt als Kriterium zur Aussonderung von mundartlich ‚Unterwertigem‘ und ‚Unrechtem‘ die lokale Echtheit, die lokale Ausprägung der Mundart: „Einen Mischmasch zu schreiben, von dem man nicht weiß, woher er ist, das lehne ich grundsätzlich ab. Es muß einer seine Mundart ‚aus dem FF‘ beherrschen.“⁷ Auch Thürer, obwohl hier toleranter, hat es zumindest persönlich lieber, „wenn einer mundartlich an einer Stelle dabei ist“.

Basel), SEBASTIAN BLAU [i. e. JOSEF EBERLE] (1901, Stuttgart), ERNST BURREN (1944, Oberdorf / Kt. Solothurn), WOLFGANG DEICHSEL (1939, Frankfurt/M.), ERNST EGGMANN (1936, Langnau i. Emmental), BRUNO EPPEL (1931, Wangen am Bodensee), GOTTLIB HAAG (1926, Bad Mergentheim), GERHARD JUNG (1926, Lörrach), NATHAN KATZ (1892, Mülhausen i. Elsaß), KARL KURRUS (1911, Freiburg/Br.), FITZGERALD KUSZ (1945, Nürnberg), KURT MARTI (1923, Bern), CARL-LUDWIG REICHERT (1946, München), FRANZ RINGSEIS [i. e. ANTON NEUHÄUSLER] (1919, München), HEDWIG SALM (1889, Freiburg/Br.), KURT SIGEL (1931, Frankfurt/M.), WILHELM STAUDACHER (1928, Rothenburg o. d. T.), GEORG THÜRER (1908, Teufen/Kt. St. Gallen), FRIEDRICH E. VOGT (1905, Stuttgart), ANDRÉ WECKMANN (1924, Straßburg).

⁷ Vgl. die ausführlichere Darlegung seines Standpunktes: FR. E. VOGT, *Fakta und Probleme der schwäbischen Mundartdichtung*. In: *Württbg. Jahrb. f. Volkskunde* 1961/64, S. 197–242, bes. S. 231 ff.

Die Beurteilung dessen, was mundartlich ‚echt‘, was im Dialekt noch zulässig und was unzulässig ist, scheint zum Teil ein Generationsproblem zu sein. Die Gruppe der älteren Autoren, denen größtmögliche Sprachtreue ein zentrales Anliegen ist, stellt strengere Anforderungen an die Reinheit des Dialekts, falls der einzelne nicht zu einer Verfeinerung des Dialekts als Dichtersprache tendiert (Baum, Katz, Kurrus, Salm u. a.). Für die Gruppe der jüngeren Autoren hingegen ist das Problem sprachlicher ‚Echtheit‘ zweitrangig. Ihnen geht es darum, daß sie mit dem Dialekt im Vergleich zur Hochsprache ein direkteres Medium besitzen, um „Leute literarisch anzusprechen, die sonst eben literarisch nicht ansprechbar sind“ (Reichert). Ob der von ihnen verwendete Dialekt dabei ‚schön‘ oder in einem normativen Sinne ‚richtig‘ ist, berührt ihre Arbeit solange nicht, wie die gewünschte Ansprache des Publikums (Kusz, Reichert) oder experimentelles Gestalten (Sigel) möglich sind.

Mit der generell festzustellenden Abkehr, zumindest einem Abrücken vom Postulat unbedingter Reinheit und der Billigung von Ausgleichs- und Übergangsformen in der Dialektliteratur, entsprechen diese Autoren der Einsicht, daß allein schon das Schreiben im Dialekt diese Sprache auf eine andere Ebene transponiert und qualitativ verändert. Damit bleiben sie auf dem Boden der Wirklichkeit, orientieren sich am wirklich Machbaren: „Denn man darf auch von der Dichtung nicht das Unmögliche verlangen. Es wäre unrecht, sich dem Vorurteil hinzugeben, als ob die in der Literaturgeschichte als Pioniere der Dialektdichtung verherrlichten Schriftsteller eine reine Mundart geschrieben hätten und nur unsere heutigen es nicht mehr zustande brächten.“⁸ Überdies wird mit der Aufgabe dieser unrealistischen Position ein Anspruch relativiert, der lange Zeit hindurch zur Einengung der Mundartdichtung auf Verinnerlichungs- oder Blümchenpoesie und ländliche Idylle führte und die Gattung als Hort des Konservatismus in Verruf brachte. Dialektliteratur heute muß deshalb „im wesentlichen realistisch sein. Sie darf nicht an Blut und Boden kleben, dieser ganzen Heimatromantik und dieser heilen-Welt-Romantik“ (Kusz).

Mit der Umwelt hat sich in den letzten Jahrzehnten auch die Sprache des Mundartsprechers in vorher nie gekanntem Ausmaß gewandelt, hat Abstufungen und Schattierungen gewonnen, die ein hellhöriger Autor durchaus künstlerisch einsetzen kann. Beweis dafür sind die Gedichtbände Kurt Martis, die den bewußt eingesetzten – und immer noch provozierenden – Untertitel tragen:

⁸ W. HENZEN, *Schriftsprache und Mundarten*. Bern 1954, S. 187.

„gedicht ir bärner umgangsschprach“.⁹ Daß die Grenze zwischen Dialekt und Umgangssprache ins Fließen gerät, wenn die Mundart sich neue Bereiche erschließt, ist unvermeidlich. Andernfalls muß sie sich auf den unmittelbaren Bereich des Gemütslebens, den emotionalen Bereich zurückziehen.¹⁰

Der erweiterte, unkonventionelle Gebrauch des Dialekts darf jedoch nicht dazu führen, daß „beliebige Vorgänge, die genau so gut in der oder jener Sprache stattfinden könnten, einfach mit Dialekt eingefärbt werden, um denen ein bißchen äußere Lebendigkeit zu verleihen“ (Deichsel). Er sollte nach allgemeiner Anschauung auch nicht so weit gehen wie bei den Vertretern der ‚Wiener Gruppe‘, die den Dialekt als bloßes phonetisches Spielmaterial und als exotisches Medium in die moderne Literatur einführten.¹¹ Zwar werden die Gestaltungsversuche dieser Gruppe, insbesondere von H. C. Artmann, bewundert – im Gegensatz übrigens zu einzelnen Vertretern österreichischer Literaturkritik¹² –, in dem vom eigenen Dialekt abgesteckten Rahmen sieht man aber meist keine Möglichkeiten, Vergleichbares zu schaffen: „Obwohl ich anerkenne, daß die Versuche mit Lautmalerei und mit der Reduktion auf sprachliche Anfänge, vielleicht auf Ursprache hin, sehr wichtig sind, bin ich der Meinung, daß sie einfach über die Versuche, über dieses Basteln mit Vokalen und Konsonanten nicht sehr weit hinauskommen und die Menschen, die die Mundart sprechen, kaum erreichen . . . Artmann könnte beispielsweise in der Rothenburger Mundart oder in der Mundart des Stuttgarter Raumes diese Gedichte nicht schreiben“ (Staudacher).

Sprachliche Gestaltungsversuche dürfen also nicht zum Selbstzweck werden, zur inhaltslosen Sprachspielerei: „Wenn einer Mundart schreibt, sollte er auch so denken, sollte er Mundart denken, er muß auch empfinden, was er aus-

⁹ K. MARTI, *rosa loui*. Darmstadt u. Neuwied 1967; DERS., *undereinisch*. Darmstadt u. Neuwied 1973.

¹⁰ Siehe zu dieser Entwicklung die Ausführungen bei B. BOESCH, *Zweimal 850 Jahre Alemannisch*. In: Ekkhart. *Jahrb. f. das Badner Land* 1971, S. 75–85, hier S. 83.

¹¹ Vgl. über die Ziele und Aktionen dieser Gruppe den Dokumentarband: *Die Wiener Gruppe*. Hrsg. von G. RÜHM. Reinbek b. Hamburg 1967, zum Dialekt bes. S. 12 ff. – Über die literarische Bedeutung der Gruppe informieren u. a.: A. TREIBER, *‘nua ka schmoez ned . . .’*. Zur Wiener Dialektdichtung der Avantgarde. In: *Protokolle ’69*, S. 19–41; H.-R. FLUCK, *Von Homer bis Handke. Zur zeitgenössischen Mundartdichtung zwischen Alpen und Main*. In: Ekkhart 1974 (=Bad. Heimat 1973, H. 4), S. 103–114.

¹² Negativ wegen ihrer unkonventionellen Art beurteilt z. B. M. HORNING die Mundartlyrik von H. C. ARTMANN: *Entwicklung des öster.-bair. Mundartschrifttums*. In: *Muttersprache* 1961, S. 353–363, hier S. 360.

spricht“ (Jung). Diese Aussage berührt das Verhältnis Mundart und Hochsprache, das die literarische Wertung mitbestimmt. In der Sicht der Autoren ist dies kein Konkurrenzverhältnis; meist fällt mit der Wahl des Stoffes oder der Thematik bei ihnen automatisch auch die Entscheidung über die zu wählende Sprache.¹³ Denn Dialektdichtung beschreibt Menschen, Räume und Vorgänge, die mit einer anderen Sprache nicht oder nicht auf ihnen gemäße Art und Weise beschreibbar wären. Gegenüber der Hochsprache gilt der Dialekt als das unmittelbarere, ehrlichere Medium. Dialekt muß „wahr“ (Jung) sein, er „darf nicht lügen“ (Haag). Deshalb soll er in der Literatur mit einer gewissen Ernsthaftigkeit gebraucht werden. Dann erst kann diese die Sprache in ihrer Gestik begreifen und die ihr zugehörige Landschaft und ihre Menschen deutlich machen:

„Wenn bei uns beispielsweise auf dem Land draußen ein Bauer seinem Nachbarn irgendetwas ausgeliehen hat, irgendwie einen Gegenstand aus dem Haushalt oder aus dem Hof, und er hat ihn nach einiger Zeit nicht zurückbekommen – das ist eine Frage der Mentalität des Franken –, dann geht er nicht zu seinem Nachbarn wie der Bajuware und sagt, er will jetzt sein Beil und sagt das direkt und fordert ihn auf, das jetzt rauszugeben, sondern der Franke, der geht wie die Katze um den heißen Brei. Der geht zum Bauern, zu seinem Nachbarn, und sagt: 'i weiß net, i hob mo a Beil ausg'liehn. Nachbar, wissst Ihr net, wo des sein könnnd?', oder so ähnlich. Der geht weit rum und der gibt ihm durch dieses ‚um-den-heißen-Brei-Gehen‘ zu erkennen, daß er ganz genau weiß, wo es ist, aber er will es ihm so direkt nicht sagen“ (Staudacher). Diese Adäquatheit der sprachlichen Mittel könnte den nicht mit diesem Dialektraum vertrauten Kritiker veranlassen, das ‚Drumherumgehen‘ etwa als Umständlichkeit oder als epische Breite zu deuten. Deshalb ist für Dialektliteratur eine literarische Beurteilung notwendig, „die das Verständnis des Heimatlichen verbindet mit Maßstäben, die über die Teilräume hinausgehen.“¹⁴

Von der Sprache her sind solche übergreifenden Maßstäbe nicht zu gewinnen; das machten die Antworten deutlich. Bleiben Inhalt und Gestaltung der Dialektliteratur. Beide sind in den Vorstellungen der befragten Autoren mit der von ihnen postulierten relativen Echtheit und Direktheit der Sprache eng

¹³ Vgl. hierzu die Darstellung dieses Prozesses bei G. THÜRER, *Eigenen Versen entlang*. In: Festschrift f. P. Zinsli, hrsg. von M. BINDSCHEDLER, R. HOTZENKÖCHERLE u. W. KOHLSCHMIDT. Bern 1971, S. 228–244, hier S. 236 f.

¹⁴ K. WAGNER, *Mundartdichtung*. In: *Reallexikon d. dt. Literaturgeschichte*. Bd. 2. Berlin ²1965, S. 442–447, hier S. 446.

verbunden. Zuerst steht die Forderung, Themen zu behandeln, die in dem jeweiligen Sprachraum lebendig sind, – Themen also, die irgendwie von der Sache her dialektgebunden sind. Nach Thüser „sollte der Inhalt womöglich mit dem Sprachgebiet in einem inneren Zusammenhang stehen“. Für das Dialektstück ergibt sich daraus als Kriterium, „daß etwas von der Grundhaltung des Dialektsprechers, von seiner sozialen und regionalen Herkunft, im Dialekt erst so richtig klar werden müßte, daß die Darstellung den Dialekt braucht“ (Deichsel).

Abgelehnt werden in diesem Zusammenhang zum Beispiel Erzählungen aus fernen Ländern, etwa „russische Begebenheiten nun in Schweizerdeutsch“ (Thüser), oder die Erörterung philosophischer Themen. Wie problematisch, besonders für den Außenstehenden, jedoch eine Beurteilung der Dialektliteratur nach der Adäquatheit ihrer Themen und Inhalte ist, zeigen die Verhältnisse in der Schweiz. Dort verhandeln zum Beispiel Rechtsanwälte mit ihren Klienten im Dialekt und sie können sogar – wenigstens bis in die Erste Instanz – vor Gericht im Dialekt plädieren.¹⁵ Und wenn die Philosophen der deutschsprachigen Schweiz miteinander über ihre Probleme sprechen, „dann sprechen sie das auch schweizerdeutsch durch“ (Thüser).

Schließlich besteht auch für den Dialektsprecher in anderen Gebieten eine Erweiterung seines früher eng begrenzten Gesichtsfeldes, erfolgt eine Hereinnahme von ‚Welt‘ in sein tägliches Leben und Denken, „ob das der Computer ist oder die Weltraumfahrt“ (Ringseis). Damit entwickelt sich das sprachliche Weltbild der Mundart kontinuierlich weiter, die Seh- und Urteilsweisen ändern sich.¹⁶ Zwar trifft es für den Dialektsprecher sicher zu, daß er mit seiner Sprache bestimmte Grundhaltungen erworben hat, nach bestimmten Verhaltensmustern agiert und vielleicht auch bestimmte Denkweisen bevorzugt,¹⁷ doch ist eine „Übereinstimmung von Lebenswelt und Sprachwelt“¹⁸ heute kaum mehr gegeben.

Zur Aufgabe des Dialektautors gehört es deshalb, nicht nur das Tradierte hervorzukehren und aus der Geschlossenheit des Zeigfeldes heraus zu operieren, sondern – als ein neues Moment – auch das sich Wandelnde in die Literatur

¹⁵ Nach freundlicher Mitteilung von Dr. Felix Burckhardt, Basel.

¹⁶ Vgl. zur Problematik der Mundartechtheit im Rahmen dieser Ausweitung des Gesichtskreises L. WEISGERBER, Die Leistung der Mundart im Sprachganzen. Münster 1956 (=Schriften z. Heimatkunde u. Heimatpflege, H. 2), S. 5 ff. und S. 10 ff.

¹⁷ Vgl. in diesem Sinne M. WALSER, Bemerkungen über unseren Dialekt. In: Heimatkunde. Aufsätze und Reden. Frankfurt 1968, S. 51–57, bes. S. 51 f. und S. 55 f.

¹⁸ L. WEISGERBER, Die Leistung der Mundart im Sprachganzen, a. a. O., S. 7.

einzubringen. Diese Aufgabe zwingt zu der bereits genannten realistischen Darstellung der Wirklichkeit und – eine weitere Forderung vieler Autoren – zu Aussagen, die aus unserer Zeit kommen: „Ein Gedicht“, sagt Kurt Marti, „muß mich ansprechen können als heutigen Menschen“.

Mundartdichtung soll außerdem von ihrer Thematik her nicht oberflächlich oder langweilig sein, also „keine schwärmerischen Jugenderinnerungen oder beseligende Naturlyrik“ (Epple), „keine bloßen Clownerien“ (Deichsel) und „nicht: Anekdoten“ (Vogt). Gefordert werden dagegen Texte, die „Hintergrund“ (Haag) und „Inhalt“ (Kurrus) haben, die den Menschen unserer Zeit ansprechen oder zum Nachdenken provozieren: „Mir ist wichtig, daß der Text funktionstüchtig ist . . . Daß ich sehe, daß jemand bewegt wird. Also daß etwas bewegt wird, auch wenn es ganz klein ist“ (Burren).

An dieser Stelle muß nach der Aufgabe von Literatur überhaupt gefragt werden, da sie literarischer Wertung implizit zugrunde liegt. Die Meinungen gehen hier weit auseinander. Ist für den einen Dichtung noch etwas „sehr Hohes und sehr Reines“ (Katz), sehen andere in der Dichtung eine Art Lebenshilfe, die „geistige Stärkung“ (Kurrus) und Tröstung spendet oder eine Höherbildung ermöglicht (Baum, Jung). Wiederum andere meinen, Dichtung muß Spaß machen, dem Autor und dem Publikum (Blasius, Burren). Oder sie soll aufhorchen lassen und provozieren (Haag, Staudacher), Aussagen über gesellschaftliche Zustände machen (Sigel), emotionale Defizite abdecken (Reichert), der sozialen Kausalität auf den Grund kommen (Kusz), d. h. – letztlich – gesellschaftliche Veränderungen bewirken. Literatur, das verbindet alle diese Auffassungen, soll Ansprache sein. Über Wege, Ziele und Intensität dieser Ansprache gehen die Vorstellungen, entsprechend den jeweiligen literaturtheoretischen und gesellschaftlichen Standpunkten, auseinander.

Vier Auffassungen stehen nebeneinander. Die klassische Vorstellung einer hohen, wahren und schönen Dichtung und die hiermit verbundene Vorstellung einer die Menschlichkeit betonenden Dichtung. Die Vorstellung von Dichtung als Kurzweil und gediegene Unterhaltung und schließlich die Vorstellung von Dichtung als Gesellschaftskritik. An diesen weitgespannten Ansprüchen ist Dialektliteratur zu messen, die mehr als „Heimatliteratur“ im herkömmlichen Sinne, mehr als gereimter Witz und Bierzeltspäß sein möchte. Der Begriff ‚Heimat‘ wird zwar nicht aus der Literatur verwiesen, doch sind die Autoren nur noch widerwillig bereit, Loblieder auf die engere Heimat zu dichten: „Wenn ich das einmal aus irgendeiner Notgedrungenheit heraus machen muß, stinkt es mir“ (Ringseis). Heimat ist nicht mehr ein abgerundeter, hermetisch geschlossener Lebensraum, Heimat ist Teil der Welt geworden. Ein Teil der Welt, dessen Beschreibung zwar über den heimatlichen Raum hinausreicht, der

aber gerade in seiner speziellen Sprache konkret und exemplarisch erfaßt werden kann.

Der dritte und letzte Bereich, für den literarische Kriterien genannt wurden, betrifft die künstlerische Gestaltung. Dialektliteratur soll in dieser Hinsicht „formal anständig“ (Vogt) und „formgerecht“ (Blau) sein und alle formalen Techniken für eine wirksame Gestaltung ausnutzen (Kusz.). Hier werden an den Dialektautor dieselben Anforderungen gestellt wie an einen hochsprachlich Schreibenden: bewußtes Schreiben, sorgfältiges und gekonntes Arbeiten, Übereinstimmung von Inhalt und Form. Hauptsächlich aber kommt es den Autoren darauf an, „ob ein Thema dann in einer Art und Weise behandelt wird, die man poetisch oder dichterisch nennen kann“ (Blasius).¹⁹

Ein literarisches Urteil ist trotz oder gerade wegen der Vielzahl der Kriterien für den Kritiker sicher nicht einfacher geworden. Immerhin hat die Zusammenstellung gezeigt, daß die Wertung von Dialektliteratur mehr sein dürfte als eine Frage der Nostalgie oder der Sensibilität. Hinzukommen müßten eine Wirkungsästhetik, Kenntnisse des jeweiligen Dialektbereiches und Kenntnisse über die Möglichkeiten und Grenzen eines Dialekts . . . Doch kennt Dichtung, auch ‚gute‘ Dialektdichtung, überhaupt Grenzen? – Nathan Katz, ein Kenner der Dialektszene und Meister der Sprache, meint: „Alles kann geschaffen werden; es kommt nur darauf an, wie man es macht“.

Allgemeingültige, ja selbst relative Maßstäbe für Dialektliteratur gibt es also nicht, vor allem nicht im Bereich des Heimatlichen. Als einziges übergreifendes Kriterium bietet sich die formale Gestaltung an. Doch selbst hier ist Vorsicht geboten, da es sich mit dem Kriterium der Wirksamkeit und der Funktionsfähigkeit überlagern, da zuweilen Kunstfertigkeit das Wesen des Dialekts zerstören kann. Hier eine Grenze zu ziehen, um den Grad des im Dialekt noch Möglichen und des Unmöglichen, Übersteigerten zu bestimmen, wäre ebenso wie bei Sprache und Inhalt ein untaugliches, nie abzuschließendes Verfahren. Dazu sind Literatur und literarisches Urteil zu sehr von den jeweiligen Kommunikationsbezügen abhängig und vom aktuellen Bewußtsein geprägt. Eine Anforderung allerdings – sie weist in ihrer Unbestimmtheit und Vieldeutigkeit auf die Problematik der Ausgangsfrage zurück – dürfte immer für ‚gute‘ Mundartliteratur gelten: »Daß sie gute Literatur ist!« (Reichert).

¹⁹ Ähnliche Kriterien legen im übrigen auch niederdeutsche Autoren an ihre Literatur an, vgl. den Band: Gespräche mit plattdeutschen Autoren. Hrsg. von d. Mitarbeitern d. Nieders. Wörterbuchs. Neumünster 1964, S. 53, 80, 86 u. passim.